

Lina Gafner

# Schreibarbeit

Die alltägliche Wissenspraxis eines  
Bieler Arztes im 19. Jahrhundert



*Historische  
Wissensforschung*

---

**Mohr Siebeck**

# Historische Wissensforschung

herausgegeben von

Caroline Arni, Stephan Gregory, Bernhard Kleeberg,  
Andreas Langenohl, Marcus Sandl und Robert Suter †

7





Lina Gafner

# Schreibarbeit

Die alltägliche Wissenspraxis eines Bieler Arztes  
im 19. Jahrhundert

Mohr Siebeck

*Lina Gafner*, geb. 1982; Studium der Geschichte, Philosophie und deutschen Literatur an der Universität Bern, Doktorat in Bern und Zürich, Graduiertenschule IASH in Bern.

ISBN 978-3-16-154908-3 eISBN 978-3-16-154909-0  
ISSN 2199-3645 (Historische Wissensforschung)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2016 Mohr Siebeck Tübingen. [www.mohr.de](http://www.mohr.de)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Computersatz Staiger in Rottenburg/N. aus der Minion gesetzt, von Gulde-Druck in Tübingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und von der Buchbinderei Spinner in Ottersweier gebunden.

*Für Samuel und Klara Elisa*



## Vorwort

Die vorliegende Arbeit wurde im März 2015 von der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern als Dissertation angenommen. Mein Dank gilt vorab dem Projektleiter des Forschungsprojekts Prof. Dr. Hubert Steinke, der mir von Beginn an grosses Vertrauen entgegenbrachte und mich in der eingeschlagenen Richtung bestärkte. Meiner Doktormutter Prof. Dr. Brigitte Studer möchte ich für die sorgfältige Lektüre und die Weitsicht danken, mit der sie meine Arbeit stets angegangen ist. Dasselbe gilt für meinen Zweitgutachter Prof. Dr. Philipp Sarasin, der jeweils treffsicher die wunden Punkte in der Systematik der Arbeit ausfindig machte.

Dem gesamten kleinen, aber feinen Institut für Medizingeschichte der Universität Bern danke ich für ein wunderbar angenehmes Arbeitsumfeld, den Zuspruch und die Hilfe in allem Möglichen. Ein weiterer kollektiver Dank gilt den Kolleginnen und Kollegen aus dem Forschungsverbund »Ärztliche Praxis (17.–19. Jahrhundert)«, aus der Graduiertenschule des IASH in Bern und aus dem Zentrum Geschichte des Wissens in Zürich.

Für die treue Begleitung, die hartnäckige Lektüre, die belebenden Diskussionen und die kluge Kritik von Anfang bis Ende gehört ein riesengrosses Merci meiner Freundin und Mitstreiterin Ruth Ammann. Ferner danke ich für Lektüre und Ansporn, Lob und Tadel: Res Dubach, Ruth Gafner, Simona Isler, Philipp Klaas, Verena Lehmbruck, Sandro Liniger, Mike Toggweiler, Katharina Weigl und insbesondere Samuel Studer, für sein zielsicheres Urteil und seine bedingungslose Zuversicht.

Spiez, April 2016

*Lina Gafner*



# Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	VII
1. Einleitung: Schreibearbeit lesen .....	1
1.1 Verortung in der Forschungslandschaft .....	5
1.2 Zum Inhalt .....	12
1.3 Cäsar Bloesch: politisch-biografische Vorbemerkungen .....	16
2. Schreiben für sich .....	21
2.1 Erfahrung und Dokumentation von 1600 bis 1850 .....	24
2.2 Journalführung und Klinik im beginnenden 19. Jahrhundert .....	36
2.3 »Von der Theorie verlassen«: Zwischen Journal und Krankenbett ..	48
2.4 Zwischen Routine und Ratlosigkeit .....	62
2.5 Ritualisierte Rückblicke .....	75
Wetter und Gesundheitszustand .....	76
Bemerkenswerte Einzelfälle .....	85
3. Unter Kollegen .....	91
3.1 Einheit im Ärzteverein .....	95
Eingehegte Geselligkeit .....	97
Interne Kritik und Neuausrichtung um 1850 .....	104
3.2 Zentrale Machtansprüche – periphere Kritik .....	107
Der liberale Umsturz 1830/31 .....	108
Ringens um eine Medizinalordnung (1820–1863) .....	112
Biel: Scharnier zwischen Bern und Jura .....	121
3.3 Medizin, Geschichte und nationale Identität .....	125
3.4 Eine politische Obduktion: Der Tod des Herrn Knobel 1851 .....	136

3.5	Medizinische Zeitschriften als Bühnen der Profilierung .....	144
3.6	Kollektive Wissenspraktiken im Verein .....	149
4.	Öffentliches Schreiben .....	161
4.1	Möglichkeiten der Medizinalstatistik .....	163
4.2	Ord nende und verordnende Impftabellen .....	179
	Logik der Tabellen und Berichte .....	181
	Impfpraxis und Notationspflicht .....	185
	Beobachten, differenzieren, melden .....	191
	Das Recht zu impfen .....	197
	Von der Kontrolle zur Selbstkontrolle .....	202
4.3	Professionalisierte Zeugenschaft .....	206
4.4	Ermächtigende Gutachten .....	220
	Elisabeth Kissling .....	224
	Albrecht Friedrich Stettler .....	226
	Anna Maria Schneider-Breitner .....	229
	Christine Wüthrich .....	230
4.5	Von der Verwaltung zur Selbstverwaltung .....	235
5.	Schluss: Zur Bedeutung ärztlicher Schreibearbeit .....	243
5.1	Auf den Spuren des Erfahrungswissens .....	244
5.2	Resonanzräume ärztlichen Schreibens .....	247
5.3	Ärztliches Wissen und staatliche Verwaltung .....	251
6.	Biografische Daten Cäsar Bloesch .....	257
7.	Quellen- und Literaturverzeichnis .....	259
	Handschriften .....	259
	Gedruckte Quellen .....	260
	Literatur .....	265
	Personenregister .....	285
	Sachregister .....	287

## 1. Einleitung: Schreibarbeit lesen

Was ich bereits in Göttingen angefangen hatte, das setzte ich fort bis in die letzte Zeit – ein Tagebuch über alle meine Patienten, das nun 56 Bände in Folio von je 450 Seiten zählt. Auf diese Weise legte ich mir jeden Abend Rechenschaft ab über jeden Kranken, und was ich nicht selten bei Tage nur flüchtig gesehen hatte, das gab mir sehr oft am Abend zu ernststen Betrachtungen Anlass.<sup>1</sup>

Am Anfang dieser Forschung stand eine Quelle. Das klingt banal für eine historische Arbeit, verdient aber Erwähnung, da diese Quelle in der vorliegenden Arbeit nicht bloss als Gefäss von Informationen oder als Beleg betrachtet wird. Im Stadtarchiv Biel tauchten vor einigen Jahren 55 Bände eines Journals auf (s. Abb. 1), dessen Urheber in dem stadtbekanntem Arzt, Politiker und Historiker Cäsar Adolf Bloesch (1804–1863) gefunden wurde.<sup>2</sup> Das Journal war bislang allerdings nicht auf Interesse gestossen. Der Grund: Es handelt sich nicht um ein intimes Tagebuch, sondern um die dreissig Jahre umspannende Buchhaltung von Bloeschs ärztlicher Praxis. Eine sperrige Quelle, stark repetitiv und zum Teil sehr schwer leserlich, geschrieben vorwiegend für den eigenen Gebrauch, um in einem strengen Arbeitsalltag Ordnung zu halten.

Im Rahmen eines Forschungsprojekts wurden sämtliche Seiten des Journals gescannt und die Eckdaten der Einträge in eine Datenbank aufgenommen, was den Zugang der Forschenden zum Praxisbuch erleichtern sollte. Doch bei aller Erleichterung: Hinter den Digitalisaten blieb die Materialität der Dinge und blieb der Eindruck zurück, den der Anblick der unzähligen, in Leder gebundenen und von Hand beschriebenen Seiten hinterliess. Unter diesem Eindruck stellte sich

---

<sup>1</sup> Cäsar Adolf Bloesch, »Allgemeine Grundsätze der theoretischen und der praktischen Medizin, ausgezogen aus meinem Tagebuch ärztlicher Besuche und Konsultationen«, *Mitteilungen der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern* 1 (1866), 1–150, hier 28.

<sup>2</sup> StadtABiel, 4 A 1, Nachlass C. A. Bloesch, Tagebuch ärztlicher Besuche und Verordnungen, 1832–1863, 55 Bände. Vgl. zu dieser Entdeckung: Nadine Boucherin, »Die Krankengeschichten von C. A. Bloesch (1804–1863)«, in: Elisabeth Dietrich-Daum et al. (Hgg.), *Arztpraxen im Vergleich: 18.–20. Jahrhundert*, Innsbruck 2008, 147–165.



Abb. 1: Die 55 überlieferten der ursprünglich 57 Bände des Praxisjournals von Cäsar Bloesch, aufgereiht im Stadtarchiv Biel.

die Frage, wie das Journal anzugehen war, wo dessen Lektüre beginnen und wo sie aufhören sollte. Mit dieser Frage nach der Herangehensweise war eine zweite verknüpft: In seiner Akribie, seiner Kontinuität und seinem Umfang drängt das Journal auf die Frage nach seiner Entstehung. Wie kam es, dass jemand dreissig Jahre lang daran schrieb?

Diese Frage hielt mich zunächst davon ab, mich dem Inhalt des Geschriebenen zu widmen. Vielmehr blieb mein Blick an der Oberfläche haften. Ich betrachtete das Material, die einzelnen Bände, die Schrift als Spur des Schreibprozesses, die Anordnung dieser Schrift auf den Seiten und ihre Veränderungen über die Jahre.<sup>3</sup> Erst mit den Fragen, die sich aus dieser oberflächlichen Lesart ergaben, bezog ich den Sinn des Geschriebenen in die Lektüre mit ein, um beides miteinander zu verbinden – die Form des Geschriebenen mit dessen Inhalt. Auf der Suche nach einer Begrifflichkeit, die es erlaubt, die Spuren der Schreibpraxis in die Analyse eines Textes einzubeziehen, fragt Rüdiger Campe: »Erfolgt die Anweisung, wie zu schreiben sei, nicht vor der Festlegung eines Rahmens, eines Darstellungsraums der ›Szene‹ für das ›Schreiben‹, so dass die Frage der

<sup>3</sup> Zum Verhältnis zwischen dem Schreiben als Prozess und der Schrift als dessen Spur vgl. Sandro Zanetti, »Einleitung«, in: ders. (Hg.), *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagen-texte*, Berlin 2012, 7–34, hier 15.

Kontextualität des Schrifthemas in die des szenischen Rahmens des Schreibens verlegt wird?«<sup>4</sup>

Doch der alleinige Fokus auf Bloesch's Schreiben lässt allzu vieles im Dunkeln. Denn dieses Schreiben antwortete auf Bedürfnisse, die sich aus der ärztlichen Praxis ergaben und auf Ansprüche, die der Schreiber an die schriftliche Verarbeitung seines Tuns stellte. Es ergab sich aus Konventionen, die auf das wissenschaftliche Umfeld des Arztes oder auf Schreibtraditionen zurückgingen. Und schliesslich richtete sich das Schreiben manchmal auch nach Verfahrensvorschriften der bernischen Verwaltung. Die Untersuchung der Schreibpraxis verlangt deshalb nach einer Auseinandersetzung mit den Bedingungen, die Bloesch's Schreiben strukturierten.

In der Geschichte der Medizin sind Bloesch und sein Journal in einer Phase situiert, die als toter Winkel bezeichnet werden kann. Denn den Anfang der modernen Medizin, auf den das 19. Jahrhundert aus einer fortschrittsgeschichtlichen Perspektive zuzueilen scheint, markiert die Ära der Bakteriologie, die kurz nach Bloesch's Tod beginnt.<sup>5</sup> Das Ende der vormodernen medizinischen Ära wird dagegen, wie für die Geschichte der Vormoderne üblich, im zeitlichen und geographischen Umfeld der Französischen Revolution verortet. In Frankreich entstanden um die Jahrhundertwende Forschungsmethoden, Ausbildungsstätten und eine Gesundheitspolitik, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte.<sup>6</sup> Das verbleibende halbe Jahrhundert kann unter dem Terminus der Sattelzeit als eine Zeit des Übergangs und des Nebeneinanders beschrieben werden. Die ideengeschichtliche Erforschung dieser Phase mündet jeweils in ein Panorama verschiedenster medizinischer Theorien und Schulen.<sup>7</sup>

Bloesch selbst beschreibt diese Epoche, in der er sich als Mediziner im Alltag zurechtfinden musste, als »hypothesensüchtige Zeiten« voller »Schein und Gleichnerey, chemischen und philosophischen Bombast«. <sup>8</sup> Umso mehr interessiert, wie er vorging, um dennoch handlungsfähig und als Arzt glaubhaft zu sein, um sich Wissen anzueignen und Entscheidungen zu treffen. Dieser Prozess des Suchens, Handelns, Zweifelns und Wissens wird im Praxisbuch nachvollziehbar.

<sup>4</sup> Rüdiger Campe, »Schreibszene, Schreiben«, in: Sandro Zanetti (Hg.), *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte*, Berlin 2012 (erstmalig 1991), 269–282, hier 275.

<sup>5</sup> Vgl. zur Bakteriologie etwa Philipp Sarasin et al. (Hgg.), *Bakteriologie und Moderne. Studien zur Biopolitik des Unsichtbaren, 1870–1920*, Frankfurt a.M. 2007 oder Silvia Berger, *Bakterien in Krieg und Frieden. Eine Geschichte der medizinischen Bakteriologie in Deutschland 1890–1933*, Göttingen 2009.

<sup>6</sup> Vgl. etwa Michel Foucault, *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*, Frankfurt a.M. 2008.

<sup>7</sup> Vgl. etwa Max Neuburger, *Die Lehre von der Heilkraft der Natur im Wandel der Zeiten*, Stuttgart 1926, Urban Wiesing, *Kunst oder Wissenschaft? Konzeptionen der Medizin in der deutschen Romantik*, Stuttgart 1995 oder Nelly Tsouyopoulos, *Asklepios und die Philosophen. Paradigmawechsel in der Medizin im 19. Jahrhundert*, Stuttgart/Bad Canstatt 2008.

<sup>8</sup> Cäsar Adolf Bloesch, *Beytrag zur Pathologie und Therapie der gastrischen Krankheiten*, Bern 1832, 7.

Als charakteristisch für solche ärztlichen Aufzeichnungen erweist sich, dass sie einem praktischen Zweck dienten und aus ihnen der individuelle und pragmatische Gebrauch des jeweiligen Verfassers spricht.<sup>9</sup> Auf der Suche nach einem adäquaten Gattungsbegriff für diese Quellen unterscheiden Volker Hess und Sabine Schlegelmilch verschiedene Entwicklungsstränge der ärztlichen Buchführung und drei aus diesen hervorgehende idealtypische Notationsformen.<sup>10</sup> So lässt sich erstens eine administrativ ausgerichtete Form ausmachen, die als *Registratur* bezeichnet werden kann. Frühformen davon stellen etwa Rezeptdiarien des 16. und 17. Jahrhunderts dar, die den Ärzten eine auch ökonomische Kontrolle über die verschriebenen Heilmittel erlaubten.<sup>11</sup> Den Registraturen liegt eine chronologische Struktur zu Grunde. Mit seinen meist täglichen Notaten bietet sich für diesen Typus auch die Bezeichnung *Journal* an. Von diesem buchhalterischen Gebrauch hebt sich als zweiter Typus eine ärztliche Buchführung ab, der die Krankengeschichte als strukturgebende Einheit zugrunde liegt. Für diese Form, die den Ärzten oftmals als Grundlage für die Publikation interessanter Fälle diente, wurde die Bezeichnung *case book* gewählt. Während ein *Journal* resp. eine *Registratur* von vorne nach hinten vollgeschrieben wurde, findet in einem *case book* jede neue Patientin und jeder neue Patient auf einer neuen Seite Platz, wonach alle folgenden Behandlungen dieser Person unter ihrem Namen notiert wurden. Mithilfe eines Registers waren auf diese Weise die besonders interessanten Fälle rascher auffindbar und sie besaßen die Struktur einer individuellen Krankengeschichte, die für den Unterricht oder eine Publikation aufbereitet werden konnte. Als dritten Typus schlagen Hess und Schlegelmilch vorgedruckte *Krankenhausformulare* vor, da diese zugleich fallbezogen und streng chronologisch geführt wurden.<sup>12</sup> Allerdings stellen die meisten Praxisbücher letztlich Mischformen dar, die den unterschiedlichen Ansprüchen einer epistemischen und administrativen Buchführung gerecht werden sollten.

---

<sup>9</sup> Ich beziehe mich hierbei auf das Ergebnis der Diskussionen, die im Rahmen des Forschungsverbands »Ärztliche Praxis (17.–19. Jahrhundert)« geführt wurden, an dem sich acht Projekte aus der Schweiz, aus Deutschland und aus Österreich beteiligten. Aus der Kooperation sind insbesondere folgende Publikationen hervorgegangen: Elisabeth Dietrich-Daum et al. (Hgg.), *Arztpraxen im Vergleich: 18.–20. Jahrhundert*, Innsbruck 2008, Lina Gafner/Iris Ritzmann/Katharina Weigl (Hgg.), *Penning Patient's Histories. Doctors' Records and the Medical Market in the 18th and 19th Century*, (Gesnerus 69), 2012, Ruth Schilling/Sabine Schlegelmilch/Susan Splinter, »Stadtkrater oder Arzt in der Stadt? Drei Ärzte in der Frühen Neuzeit und ihr Verständnis des städtischen Amtes«, *Medizinhistorisches Journal* 46 (2011), 99–133 sowie Martin Dinges et al. (Hgg.), *Medical Practice, 1600–1900. Physicians and Their Patients* (Clio Medica 69), Leiden 2015.

<sup>10</sup> Zu dieser Typisierung vgl. Volker Hess/Sabine Schlegelmilch, »Cornucopia officinae medicae: Medical Practice Records and their Origin«, in: Martin Dinges et al. (Hgg.), *Medical Practice, 1600–1900. Physicians and Their Patients* (Clio Medica 69), Leiden 2015, 9–38.

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Ebd.

Der Geschichte der Medizin eröffnen Praxisaufzeichnungen dieser Art erstens einen Einblick in den privatärztlichen Arbeitsalltag. So wird etwa nachvollziehbar, wie viel ein Arzt an einem Tag zu leisten pflegte, welches die ruhigeren, welches die bewegteren Zeiten waren, mit welchen Problemstellungen er sich täglich konfrontiert sah und wie er darauf reagierte. Zweitens enthalten diese Bücher Informationen darüber, wie ärztliche Dienstleistungen durch Patientinnen und Patienten genutzt wurden, welche Leiden eine Person mit einem bestimmten sozialen Hintergrund den Arzt aufsuchen, bzw. zu sich bestellen liessen und an welchem Punkt die Behandlungen wieder abbrachen. Drittens erlauben es die Praxisbücher, die Wissensbestände von Ärzten abseits der Höhenkammforschung in den Blick zu nehmen, die nicht durch neue Erkenntnisse und grosse Publikationen von sich reden machten.<sup>13</sup>

Im Zentrum der vorliegenden Untersuchung steht das Journal selbst. Ich gehe davon aus, dass die kontinuierliche Buchführung für die ärztliche Praxis Bloesch's von grosser Bedeutung war. Meine Erforschung des Journals zielt deshalb auf die Frage, welche Rolle diese Buchführung als Praxis und das Journal als Gegenstand und Medium im ärztlichen Arbeitsalltag spielten.<sup>14</sup> Dabei bleibt der Blick jedoch nicht auf der einen Quelle und auf dem beruflichen Alltag ihres Autors haften. Vielmehr wird eine Situierung der ärztlichen Praxis und der Schreibearbeit Bloesch's in der Geschichte der Medizin und des ärztlichen Standes, aber auch in der Verwaltungsgeschichte und im Kontext der Staatsbildung geleistet.

## 1.1 Verortung in der Forschungslandschaft

Seit der Wiederentdeckung von Ludwik Fleck's wissenschaftskritischem Werk in den 1970er Jahren richtet sich das Interesse einer Unzahl historischer Arbeiten auf Formen und Praktiken von Wissen. Fleck bot als dissidenter Naturwissenschaftler Einblick in jene Laborpraktiken, die der Schaffung einer wissenschaftlichen Tatsache vorausgingen: in die Produktionsbedingungen naturwissenschaftlichen Wissens.<sup>15</sup> Als erste Folge davon nahm die Wissenschaftsgeschichte einen neuen Verlauf, indem sie sich von einer inhaltlichen Bestimmung von Wis-

---

<sup>13</sup> Vgl. die Projektwebsite: [www.medizingeschichte.uni-wuerzburg.de/aerztliche\\_praxis/index.html](http://www.medizingeschichte.uni-wuerzburg.de/aerztliche_praxis/index.html) (14.4.2016). Einen umfassenden Forschungsstand zur Geschichte der ärztlichen Praxis bietet Martin Dinges, »Arztpraxen 1500–1900. Zum Stand der Forschung«, in: Elisabeth Dietrich-Daum et al. (Hgg.), *Arztpraxen im Vergleich: 18.–20. Jahrhundert*, Innsbruck 2008, 23–61.

<sup>14</sup> »Das Menschliche lässt sich ja, wie wir inzwischen wissen, nicht erfassen und retten, wenn man ihm nicht jene andere Hälfte seiner selbst zurückgibt: den Anteil der Dinge.« Bruno Latour, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt a.M. 2008, 181.

<sup>15</sup> Ludwik Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt a.M. 1980 (erstmalig 1935).

sen, wie sie die Ideengeschichte betrieb, abwandte und stattdessen die diskursiven Bedingungen der Produktion von Wissen in den Blick nahm. Als zweite Folge erfuhr der Wissensbegriff eine Ausweitung: Wissen wurde für die Geschichtswissenschaften verstärkt zum sozialen Phänomen, und als Wissen galt nunmehr das, was die Menschen in der Vergangenheit als Wissen akzeptiert hatten. So verstanden etablieren sich Wissensformen nur unter bestimmten Bedingungen, im Zusammenspiel und in der Kommunikation verschiedener Akteure, durch die Entwicklung spezifischer Praktiken, unter dem Einfluss bestimmter Diskurse, im Kontext konkreter medialer Konfigurationen. Und schliesslich gehen mit dieser Etablierung Machtkämpfe, Durchsetzungs- und Verdrängungsprozesse einher.<sup>16</sup>

Schreiben als Praxis und Prozess bildet Wissen nicht ab, sondern produziert, artikuliert, organisiert und formt Wissen.<sup>17</sup> Diese These steht am Ausgangspunkt zweier sich an der Schnittstelle von Wissen(schaft)s- und Literaturgeschichte verschränkender Forschungsrichtungen.<sup>18</sup> Auf der literaturwissenschaftlichen Seite hat Rüdiger Campe den Begriff der »Schreibszene« geprägt, um die Untersuchung des Schreibens als einer situativen, kulturell gerahmten Praktik anzugehen.<sup>19</sup> Seither werden Schreibpraktiken nicht mehr als blosse Umsetzungen des Zeichensystems, sondern auch als kreative und pragmatische Prozesse erforscht, der Gebrauch von Schreibwerkzeug und Zeichen in seinen »produktiven Möglichkeiten« (Werner Kogge) wissenschaftlich untersucht.<sup>20</sup>

Mit den epistemischen Funktionen des Schreibens wiederum beschäftigt sich die Wissenschaftsgeschichte. Bruno Latour und Steve Woolgar haben die Laborarbeit in ihren sozialen und medialen Dimensionen beschrieben und dabei das Schreiben als eine für die Erzeugung von Wissen zentrale Praktik hervorgehoben. Latour hat darüber hinaus seine Erkenntnisse über die Bedeutung von Inskriptionen für die Erzeugung – und das heisst zugleich für die Kommunikation, bzw. den Transfer – von Wissen in einer medientheoretischen Wendung unter dem Begriff der »immutable mobiles«, der »unveränderlichen mobilen Elemente« theoretisiert.<sup>21</sup> Daraufhin hat sich rund um die schriftliche Produktion, die me-

<sup>16</sup> Einen hilfreichen Überblick über diesen Ansatz und seine Entwicklung bieten Philipp Sarasin, »Was ist Wissensgeschichte?«, *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Deutschen Literatur* 36 (2011) 1, 159–172 und Achim Landwehr, »Das Sichtbare sichtbar machen. Annäherungen an »Wissen« als Kategorie historischer Forschung«, in: ders. (Hg.), *Geschichte(n) der Wirklichkeit. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte des Wissens*, Augsburg 2002, 61–89.

<sup>17</sup> Vgl. Zanetti, Einleitung, 7.

<sup>18</sup> Einführend: Stephan Kammer, »Schreiben«, in: Borgards, Roland (Hg.), *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2013, 50–54.

<sup>19</sup> Campe, Schreibszene.

<sup>20</sup> Werner Kogge, »Erschriebene Denkräume. Grammatologie in der Perspektive einer Philosophie der Praxis«, in: ders./Gernot Grube/Sybille Krämer (Hgg.), *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*, München 2005, 137–169, hier 156.

<sup>21</sup> Bruno Latour/Steve Woolgar, *Laboratory life. The social construction of scientific facts*,

diale Repräsentation und die Materialität von Wissen ein eigenes Forschungsfeld entwickelt.<sup>22</sup> Lisa Gilterman schöpfte aus der Verbindung zwischen den Kulturtechniken des Lesens und Schreibens, dem Genre des Dokuments und den daraus erwachsenden Wissensformen den trefflichen Begriff »Paper Knowledge«.<sup>23</sup> Das Projekt *Papertech: How Physicians Know* des Instituts für Geschichte der Medizin der Berliner Charité wiederum beschäftigt sich mit den Techniken und Praktiken der Notation als zentrale Formen medizinischer Wissensproduktion von der Renaissance bis zum digitalen Zeitalter. Erkenntnisse und Konzepte der Wissens-, Praxis- und Mediengeschichte werden damit in das nach wie vor relativ isolierte Feld der Medizingeschichte übertragen.<sup>24</sup>

Eine Analyse der »ärztlichen Praxis« kann unter diesen theoretischen Prämissen nicht mehr nur das ärztliche Handeln in der Begegnung mit Kranken betreffen. Vielmehr ist unter dieser Praxis jenes habitualisierte Verhalten zu verstehen, das die ärztliche Identität, das *Arzt-Sein* in einem bestimmten historischen Setting konstituierte.<sup>25</sup> Bloesch's Journal diente der Strukturierung von Erfah-

---

Beverly Hills 1979 und Bruno Latour, »Visualisation and Cognition. Thinking With Eyes and Hands«, *Knowledge and Society* 6 (1986), 1–40.

<sup>22</sup> Um einige, diese Arbeit inspirierende Beispiele zu erwähnen: Hans-Jörg Rheinberger, der sich mit der Epistemologie von Labornotizen und mit der Semantik wissenschaftlicher Experimente auseinandersetzt: ders., *Experiment, Differenz, Schrift. Zur Geschichte epistemischer Dinge*, Marburg 1992. Ann Blair, die sich dem Gebrauch frühneuzeitlicher Aufschreibesysteme Gelehrter widmet: dies., *Too much to know. Managing scholarly information before the Modern Age*, New Haven 2010 oder dies., »Note-taking in early modern Europe«, *Intellectual history review* 20 (2010) 3, 301–432. Zur Materialität von Wissen: Lorraine Daston, »Introduction«, in: dies. (Hg.), *Things That Talk. Object Lessons from Art and Science*, New York 2004, 9–24, Hans Ulrich Gumbrecht, *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*, Frankfurt a.M. 2004 oder kürzlich erschienen: Kijan Espahangizi/Barbara Orland (Hgg.), *Stoffe in Bewegung. Beiträge zu einer Wissensgeschichte der materiellen Welt*, Zürich 2014. Ausdruck der Verschränkungen der wissenschaftlichen und literaturwissenschaftlichen Forschungsansätze ist das Erscheinen der Reihe »Wissen im Entwurf«, die dem Gebrauch und der Funktion von Schrift und Zeichnung in den modernen Künsten und Wissenschaften gewidmet ist: Christoph Hoffmann (Hg.), *Daten sichern. Schreiben und Zeichnen als Verfahren der Aufzeichnung*, Zürich 2008, Barbara Wittmann (Hg.), *Spuren erzeugen. Zeichnen und Schreiben als Verfahren der Selbstaufzeichnung*, Zürich 2009, Karin Krauthausen/Omar Nasim (Hgg.), *Notieren, Skizzieren. Schreiben und Zeichnen als Verfahren des Entwurfs*, Zürich 2010 und Jutta Voorhoeve (Hg.), *Welten schaffen. Zeichnen und Schreiben als Verfahren der Konstruktion*, Zürich 2011.

<sup>23</sup> Lisa Gilterman, *Paper knowledge*, Durham 2014.

<sup>24</sup> Vgl. die Projektwebsite <http://papertechnology.org> (14.4.2016) und für die Fragestellung dieser Arbeit insbesondere die Publikationen von Volker Hess und Andrew J. Mendelsohn, wie etwa dies., »Paper Technology und Wissensgeschichte«, *NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 21 (2013) 1, 1–10.

<sup>25</sup> Zum Praxisbegriff vgl. Karl H. Hörning/Julia Reuter, »Doing Culture. Kultur als Praxis«, in: dies. (Hgg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld 2004, 9–15 oder auch Theodore R. Schatzki, »Introduction. Practice theory«, in: ders./Karin Knorr Cetina/Eike von Savigny (Hgg.), *The Practice Turn in Contemporary Theory*, London 2001, 1–14.

rung, der Organisation, Verwaltung und Produktion von Wissen und wird deshalb als ein Resultat schriftlicher Wissenspraktiken verstanden. In Anwendung eines weiten Praxisbegriffs und inspiriert durch die erwähnten Forschungsansätze wird in vorliegender Arbeit die im Journal materialisierte ärztliche Praxis untersucht.

Gerade in der Erforschung des langen 19. Jahrhunderts scheint das Dickicht an grossen Erzählungen, welche die langfristigen Prozesse dieser Zeit in einem hohen Abstraktionsgrad erklären wollen, schier undurchdringlich. Dazu gehören Masternarrative wie Industrialisierung, Modernisierung, Rationalisierung, Bürokratisierung, Zentralisierung, Demokratisierung, oder spezifisch für die Geschichte der Medizin auch Medikalisation, Professionalisierung und Spezialisierung. Jedes in der Quellenarbeit neu errungene Faktum scheint sich unweigerlich in den Strom dieser alles erklärenden Narrative einzufügen und man stellt sich schnell die Frage nach der Relevanz der eigenen Forschung. Es ist unter anderem ein Verdienst der Mikrogeschichte, darauf hingewiesen zu haben, dass diese Erzählungen vorschnell die vielseitig gerichteten Dynamiken historischer Prozesse zuschütten, dass sie die historischen Gegenstände gleichsam zu erdrücken scheinen.<sup>26</sup>

Während strukturelle Veränderungen rasch in abstrakte Begriffe gefasst sind, kommt ein Verständnis des Wie und Warum dieser Prozesse erst durch einen Fokus auf die Praktiken und Techniken zustande, die sie ermöglichen oder auch zu unterlaufen suchen.<sup>27</sup> Der Fokus auf das Kleinräumige lässt andere Fragen an das Quellenmaterial zu. So können Abweichungen neben Typischem stehen bleiben und müssen – im Gegensatz zu quantitativen Untersuchungen – nicht zugunsten eindeutiger Resultate verschwinden. Vertreter des mikrohistorischen Ansatzes verweisen in diesem Zusammenhang gern auf das von Edoardo Grendi aufgebraachte Oxymoron des »ungewöhnlich Normalen«.<sup>28</sup> Bloesch's Journal, in dem alltägliche Techniken und Praktiken nachvollziehbar werden, haftet in seinen einzigartigen Eigenschaften und seiner gleichzeitigen Gewöhnlichkeit durchaus

<sup>26</sup> »[...] la distance plus qu'importante existant entre les modèles qui pèsent sur un objet historique et les dynamiques qui le traversent.« Maurizio Gribaudi, »Des micro-mécanismes aux configurations globales: Causalité et temporalité historiques dans les formes d'évolution et de l'administration française au XIX siècle«, in: Jürgen Schlumbohm (Hg.), *Mikrogeschichte, Makrogeschichte. Komplementär oder inkommensurabel?*, Göttingen 1998, 83–128, hier 115. Zu den Modellen vgl. ebd., 95. Eine Kritik an den medizinhistorischen Modellen formuliert etwa Thomas Broman, »Zwischen Staat und Konsumgesellschaft: Aufklärung und die Entwicklung des deutschen Medizinalwesens im 18. Jahrhundert«, in: Werner Sohn/Bettina Wahrig (Hgg.), *Zwischen Aufklärung, Policy und Verwaltung. Zur Genese des Medizinalwesens 1750–1850*, Wiesbaden 2003, 91–107.

<sup>27</sup> Otto Ulbricht, *Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt a.M. 2009, 52 f.

<sup>28</sup> So etwa Jürgen Schlumbohm, »Mikrogeschichte-Makrogeschichte: Zur Eröffnung einer Debatte«, in: ders. (Hg.), *Mikrogeschichte, Makrogeschichte. Komplementär oder inkommensurabel?*, Göttingen 1998, 7–32, hier 27 f. und Ulbricht, *Mikrogeschichte*, 21.

etwas für seine Zeit »ungewöhnlich Normales« an, dem hier nachgegangen werden soll.

Das Journal ist möglichst genau in seinem Entstehungskontext zu verorten, als Ausdruck eines Aufschreibesystems, das ärztlichem Wissen organisierend und strukturierend, aber auch identitätsstiftend diente.<sup>29</sup> Doch was ist ärztliches Wissen und was ist ein Arzt zu dieser Zeit? Eine gemeinsame Identität der Ärzteschaft war gerade erst in Formierung. Zum Arzt-Sein sollte nicht nur das auf akademischem Weg erworbene Patent gehören, sondern auch die Identifikation mit einem ärztlichen Stand. Ein Arzt sollte in der Abgrenzung von Nicht-Ärzten und in der Identifikation mit Kollegen zum Arzt werden. Diese Identitätssuche war eng mit der gleichzeitigen Ausdifferenzierung eines neuen Bürgertums verknüpft, das sich als Bildungsbürgertum vom Kleinbürgertum abzuheben versuchte. Die Geschichte der sich formierenden Ärzteschaft ist mit den politischen Konflikten und den gesellschaftlichen Veränderungen dieser Zeit somit stark verwoben. Um diesem Zusammenhang Rechnung zu tragen, öffnet vorliegende Arbeit die Perspektive und geht auf die politischen, standes- und verwaltungsgeschichtlichen Vorgänge ein, ohne die Bloesch als Figur, sein Schreiben als Praxis und sein Journal als Ort dieses Schreibens im luftleeren Raum stehen würden.

Die historiografische Erforschung der Schweiz im 19. Jahrhundert ist in den letzten Jahrzehnten mit einem Fokus auf das *Siècle des Lumières* etwas vernachlässigt worden. Wie Daniel Speich Chassé zu Recht bemängelt, setzt diese Geschichtsschreibung in jüngerer Zeit zudem meist bei der Gründung des Bundesstaates und damit auf eidgenössischer Ebene an. Die dynamischen Konstituierungsprozesse auf lokaler und kantonaler Ebene, welche die Bildung des Bundesstaates vorbereiteten und begleiteten, setzt sie dadurch immer schon voraus.<sup>30</sup> Die Geschichte der staatlichen Verwaltung, an die meine Arbeit ebenfalls anschliesst, ist sowohl auf eidgenössischer wie auf kantonaler Ebene ein bislang wenig erforschtes Feld.<sup>31</sup>

Der institutionellen Isolation der Medizingeschichte und der Tatsache, dass die Ärzte ihre Geschichte lange Zeit selbst schrieben, ist es zu verdanken, dass die Professionalisierung des Ärztestandes, wie sie im 19. Jahrhundert stattfand, erstens als lineare Erfolgsgeschichte rund um den sozialen Aufstieg einer geschlossen auftretenden Berufsgruppe und zweitens losgelöst von den politischen Ereignissen erzählt wurde. Eine kritische Auseinandersetzung und politische Einbettung dieser Geschichte wurde in Deutschland primär durch die Arbei-

---

<sup>29</sup> Zum Begriff des Aufschreibesystems: Friedrich A. Kittler, *Aufschreibesysteme 1800–1900*, München 1985.

<sup>30</sup> Daniel Speich Chassé, »Die Schweizer Bundesstaatsgründung von 1848: ein überschätzter Bruch?«, *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 62 (2012) 3, 405–423.

<sup>31</sup> Vgl. zu diesem Forschungsdesiderat: David Gugerli/Daniel Speich, *Topografien der Nation. Politik, kartografische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert*, Zürich 2002, 20.

ten von Claudia Huerkamp, Ute Frevert und Gerd Göckenjan eröffnet.<sup>32</sup> Für die Schweiz haben sich Sebastian Brändli und Rudolf Braun des Themas punktuell angenommen. Brändli fokussierte dabei allerdings auf die Sozialgeschichte der Ärzteschaft in Zürich.<sup>33</sup>

Da in den 1830er und 1840er Jahren und darüber hinaus Gesundheitspolitik *avant la lettre* noch fast ausschliesslich im kantonalen Rahmen stattfand, ist dies auch der für die vorliegende Untersuchung relevante Rahmen. Sie verknüpft dabei zum einen die politischen Positionen und Auseinandersetzungen der Ärzte mit einer Geschichte der ärztlichen Vergesellschaftungs- und Wissenspraktiken. Zum anderen leistet sie einen Beitrag zur Erforschung der bernischen Verwaltungsgeschichte. Die Ärzte bildeten einen wesentlichen Teil jener Schicht, die um 1830 den neuen Staat, die neue Ordnung und Verwaltung prägte. Ihren Aufstieg als Berufsstand erreichten sie nicht zuletzt durch ihre neue Rolle als Experten in diesem Staat. Das ärztliche Expertentum wirkte sich jedoch auch wieder auf die ärztliche Praxis, insbesondere auf die ärztliche Schreibpraxis aus, wie hier gezeigt wird.

Experten und Expertisen sind in den letzten Jahren, oft mit Verweis auf die Suche nach den Ursprüngen unserer Wissensgesellschaft, zu einem beliebten Forschungsgegenstand geworden.<sup>34</sup> Dabei hat sich gezeigt, dass der Aufstieg der Figur des Experten erstens mit einer Verschiebung von Wissenstechniken einherging und sich zweitens immer auch mit Formen von Staatlichkeit überkreuzte, die den (ihrem Wesen nach männlichen) Experten letztlich zu ihrer Bedeutung verhalfen, sei dies in beratenden Gremien, als Gutachter vor Gericht

---

<sup>32</sup> Claudia Huerkamp, *Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1985, Ute Frevert, *Krankheit als politisches Problem 1770–1880*, Göttingen 1984, dies., »Akademische Medizin und soziale Unterschichten im 19. Jahrhundert. Professionsinteressen – Zivilisationsmission – Sozialpolitik«, *Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung* 4 (1985), 41–59 und Gerd Göckenjan, *Kurieren und Staat machen. Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a.M. 1985.

<sup>33</sup> Sebastian Brändli, »Die Retter der leidenden Menschheit«. *Sozialgeschichte der Chirurgen und Ärzte auf der Zürcher Landschaft (1700–1850)*, Zürich 1990, ders., »Geselligkeit als Programm. Ärztliche Standesorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts«, in: Hans Ulrich Jost/Albert Tanner (Hgg.), *Geselligkeit, Sozietäten und Vereine*, Zürich 1991, 59–79 und Rudolf Braun, »Zur Professionalisierung des Ärztstandes in der Schweiz«, in: Werner Conze/Jürgen Kocka (Hgg.), *Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen*, Stuttgart 1985, 332–357.

<sup>34</sup> Vgl. etwa Beatrice Schumacher/Thomas Busset (Hgg.), »Experten« – »L'expert«. *Aufstieg einer Figur der Wahrheit und des Wissens – L'ascension d'une figure de la vérité et du savoir*, *Traverse* 2 (2001), Eric J. Engstrom/Volker Hess/Ulrike Thoms (Hgg.), *Figurationen des Experten. Ambivalenzen der wissenschaftlichen Expertise im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 2005, Alexander Kästner/Sylvia Kesper-Biermann (Hgg.), *Experten und Expertenwissen in der Strafrechtswissenschaft von der Frühen Neuzeit bis zur Moderne*, Leipzig 2008 und Björn Reich/Frank Rexroth/Matthias Roick (Hgg.), *Wissen, massgeschneidert. Experten und Expertenkulturen im Europa der Vormoderne*, München 2012.

oder in anderen Ämtern, die auf ebensolche Experten zugeschnitten waren.<sup>35</sup> Aus der Frage nach der Bedeutung des Expertentums ergibt sich deshalb auch die Frage nach der Verknüpfung von Wissen und Staatsbildung. Diese Verknüpfung wurde mit dem Konzept der Verwissenschaftlichung als ein Prozess der zunehmenden Durchdringung von Staat und Gesellschaft durch die Sphäre der Wissenschaft im späten 18. und im Laufe des 19. Jahrhunderts beschrieben.<sup>36</sup> Die jüngere Forschung hat nun vermehrt die wechselseitige Abhängigkeit und gegenseitige Konstituierung von Expertenwissen und Staatlichkeit betont. Denn die Möglichkeiten der Einflussnahme, die den Wissenschaftlern durch ihre neue Rolle im Staat zufielen, veränderten auch die wissenschaftlichen Praktiken und Denkweisen.<sup>37</sup>

Ein auf die Beschaffenheit von Praktiken und Medien fokussierter Ansatz setzt den Staat nicht voraus als ein Gebilde, das durch den Einsatz administrativer Techniken seine Interessen durchzusetzen versucht. Vielmehr wird die historische Produktivität ebendieser Praktiken und Techniken betont, die Staatlichkeit überhaupt erst realisieren.<sup>38</sup> Unter dieser Prämisse wendet sich vorliegende Arbeit abschliessend verschiedenen Formaten öffentlichen Schreibens zu, wie sie sich in Bloeschs ärztlicher Buchführung manifestieren. Und sie stellt die Frage nach der Verbindung zwischen ärztlicher Praxis und öffentlicher Verwaltung, bzw. Gerichtsbarkeit. Michel Foucault bezeichnet diese Verbindung, welche die

<sup>35</sup> Vgl. Caspar Hirschi, »Moderne Eunuchen? Offizielle Experten im 18. und im 21. Jahrhundert«, in: Björn Reich/Frank Rexroth/Matthias Roick (Hgg.), *Wissen, massgeschneidert. Experten und Expertenkulturen im Europa der Vormoderne*, München 2012, 290–328 oder Thomas Broman, »Wie bildet man eine Expertensphäre heraus? Medizinische Kritik und Publizistik am Ende des 18. Jahrhunderts«, in: Eric J. Engstrom/Volker Hess/Ulrike Thoms (Hgg.), *Figurationen des Experten. Ambivalenzen der wissenschaftlichen Expertise im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 2005, 19–42.

<sup>36</sup> Etwa bei Lutz Raphael, »Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts«, *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), 165–193 oder Beatrix Mesmer (Hg.), *Die Verwissenschaftlichung des Alltags. Anweisungen zum richtigen Umgang mit dem Körper in der schweizerischen Populärpresse 1850–1900*, Zürich 1997.

<sup>37</sup> Vgl. dazu Achim Landwehr, »Zur Naturalisierung von Wissen und Staat. Wissenschaftsgeschichte in kritischer Absicht«, in: Peter Collin/Thomas Horstmann (Hgg.), *Das Wissen des Staates. Geschichte, Theorie und Praxis*, Baden-Baden 2004, 65–71. Oder auch Peter Becker/William Clark (Hgg.), *Little tools of knowledge. Historical essays on academic and bureaucratic practices*, Ann Arbor 2001, Martin Lengwiler, »Zwischen Verwissenschaftlichung, Politisierung und Bürokratisierung: Expertenwissen im schweizerischen Sozialstaat«, *Studien und Quellen. Zeitschrift des Schweizerischen Bundesarchivs* 31 (2006), 167–190, Sheila Jasanoff, »The idiom of co-production«, in: dies. (Hg.), *States of knowledge. The co-production of science and social order*, London/New York 2006, 1–45 und Arndt Brendecke, *Imperium und Empirie. Funktionen des Wissens in der spanischen Kolonialherrschaft*, Köln 2009.

<sup>38</sup> Sandro Liniger, »Verwaltung in der Zerstreung. Administrative Techniken und Praktiken im frühneuzeitlichen Graubünden«, *Traverse* 18 (2011) 2, 29–41, in Anlehnung an Cornelia Vismann, *Akten. Medientechnik und Recht*, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 2001.

Medizin in der »Normalisierungsgesellschaft« mit der Justiz eingegangen ist, als »juristisch-medizinischen Komplex«. Und er hat dazu aufgefordert, die »Geschichte der administrativen Herkunft des Wissens« zu schreiben, wozu hier ein bescheidener Beitrag geleistet werden soll.<sup>39</sup>

## 1.2 Zum Inhalt

Vorliegende Arbeit setzt sich aus drei Teilen zusammen. Während sich der erste und dritte Teil mit Bloesch's Schreiben befassen, ist dazwischen eine Auseinandersetzung mit den standespolitischen Prozessen und Diskursen sowie den wissenschaftlichen und geselligen Praktiken geschoben, die Bloesch's Selbstverständnis, sein Schreiben und das Journal als Ding überhaupt erst begreifbar machen.

»*Schreiben für sich*«: Dieser erste Teil konzentriert sich auf die privatärztliche Buchführung, wie sie sich im Praxisjournal manifestiert, und auf die Frage, wie sich diese – notabene freiwillige – Schreibpraxis einordnen und verstehen lässt. Dabei wird nach den Schreibtraditionen gesucht, die sich in dieses Praxisjournal des 19. Jahrhunderts eingeschrieben finden, und auf diese Weise eine Genealogie der ärztlichen Journalführung erstellt. Spätestens infolge der Französischen Revolution erreichte die ärztliche Ausbildung mit der Institutionalisierung des Anschauungsunterrichts am Krankenbett einen neuen Grad an Professionalisierung. Unter diesen veränderten Bedingungen kam auch dem ärztlichen Journal als persönlichem Wissensspeicher der Studenten ein neuer Stellenwert zu. Der Verbindung zwischen ärztlicher Buchführung und klinischem Unterricht wird in einem weiteren einführenden Kapitel nachgespürt, um den Blick schliesslich Bloesch's Praxisjournal zuzuwenden. Der Bieler Arzt beschreibt die Phase, in der er die ärztliche Praxis in Biel aufnahm und mit seiner Journalführung begann, rückblickend als Wissenskrise. Sich an ein zeitgenössisches Diktum anlehnd, spricht er davon, sich ausserhalb der Universität, in der einsamen Begegnung mit den Kranken, »von der Theorie verlassen« gefühlt zu haben.<sup>40</sup> Diese kritische Phase einer Suche nach Eigenständigkeit und Sicherheit am Beginn der ärztlichen Tätigkeit wird auf der Ebene der Notationspraxis nachvollziehbar. Die Notate im Journal verändern in dieser Anfangsphase ihre Gestalt und lassen Rückschlüsse darüber zu, wie Bloesch nach einem Ausweg aus seiner Krise suchte und diesen Ausweg nicht zuletzt in einer eigenständigen, seinen persönlichen Bedürfnissen angepassten Notationstechnik fand. Ein Blick auf die zeitgenössi-

---

<sup>39</sup> Michel Foucault, *Mikrophysik der Macht. Michel Foucault über Strafrecht, Psychiatrie und Medizin*, Berlin 1976, 85 und 119.

<sup>40</sup> Bloesch, Grundsätze, 23 f.

sche Situation der Medizin als Wissenschaft zeigt, wie Bloesch's Krise und seine schreibende Suche mit den medizinischen Theorien seiner Zeit verwoben sind.<sup>41</sup>

Schliesslich findet Bloesch eine auf seine Praxis zugeschnittene Notationsform. In der Folge ist ein Pendeln zwischen Routine und Ratlosigkeit, zwischen einer eintretenden Standardisierung der Notate und zugleich immer wieder auszumachenden Wissenskrisen feststellbar. Ein ganzes Arbeitsleben lang passte der Schreiber seine alltägliche Schreibe seinen Bedürfnissen an und richtete etwa auch neue Schreibformate ein. In monatlichen und jährlichen Rückblicken wurde die Reflexion besonderer Krankheitsgeschichten möglich, aber auch eine kontinuierliche Erforschung des Gesundheitszustands der Bieler Bevölkerung und der Entwicklung des Wetters. Auch andere Notizen finden Eingang in das Journal, so dass sich dieses zu einem Ort für vielseitige Schreibpraktiken entwickelt. Die Schreibe Bloesch's ist dabei nicht nur vor dem Hintergrund der sich verändernden ärztlichen Ausbildung oder eines persönlichen Bedürfnisses nach genauer Buchführung zu verstehen. Sie ist ebenso in den Kontext eines sich wandelnden Umgangs mit Wissen und einer Veränderung der Aufschreibesysteme um die Wende und im Verlaufe des 19. Jahrhunderts zu stellen.<sup>42</sup>

»*Unter Kollegen*«: In Kapitel drei wird aufgrund der festgestellten historiographischen Lücke eine Verknüpfung der ärztlichen Standesgeschichte mit der politischen Geschichte Berns und Biels geleistet, um Bloesch's Schreibpraxis in ihrer Verwobenheit mit Aspekten ärztlicher Identität und den politischen Verhältnissen zu beschreiben. Als sich die Ärzteschaft um die Wende zum 19. Jahrhundert zum Kollektiv zu formieren und ein gemeinsames Standesbewusstsein auszubilden begann, geschah dies nicht parallel zu den politischen Veränderungen der Zeit, sondern in enger Verknüpfung mit diesen. Als Ort der ärztlichen Vergesellschaftung versuchten Ärztevereine durch die Definition einer klaren Standesethik und -identität allfälligen politischen Reibereien unter den Ärzten keinen Raum zu lassen. Doch gerade die angestrengte Suche nach Einmütigkeit und die Betonung politischer Unabhängigkeit verweisen auf drohende Spaltungen, auf unterschiedliche Interessen und Überzeugungen der Ärzte. Diese Brüche in der Ärzteschaft werden zum einen anhand des schwierigen Verhältnisses zwischen dem administrativen Zentrum Bern und der um Mitsprache kämpfenden Stadt Biel sichtbar. Zum anderen manifestieren sie sich in den Diskussionen rund um die Einführung einer neuen Medizinalordnung im Kanton Bern, die sich über dreissig Jahre hinzogen.

<sup>41</sup> Eine Beschäftigung mit der westlichen Medizin kommt nie um eine Beschäftigung mit Ideen herum, wie Ludmilla Jordanova treffend bemerkt: dies., »The Social Construction of Medical Knowledge«, *Social History of Medicine* 8 (1995), 361–381.

<sup>42</sup> Vgl. dazu Kittler, *Aufschreibesysteme, Vismann, Akten*, Bernhard Siegert/Joseph Vogl (Hgg.), *Europa. Kultur der Sekretäre*, Zürich/Berlin 2003 sowie Wolfgang Schäffner, »Nicht-Wissen um 1800. Buchführung und Statistik«, in: Joseph Vogl (Hg.), *Poetologien des Wissens um 1800*, München 1999, 123–144.

Eine Einigung der ärztlichen Profession suchte man auch in der Erinnerung an eine lange Tradition ärztlichen Wissens, an eine gemeinsame Geschichte und im Appell an eine gemeinsame, nationale Identität. Dabei wurde gar eine ärztliche Praxis gefordert, die den nationalen Eigenheiten Rechnung trägt. Der »Fall Knobel«, Todesfall eines Politikers und Arztes aus Nidau, der im Seeland zu Unruhen und unter den Ärzten zu einer politisch gefärbten Auseinandersetzung auf der Ebene medizinischen Wissens führte, fördert den äusserst fragilen Zusammenhalt der Ärzteschaft exemplarisch zutage. Schliesslich werden die medizinischen Zeitschriften in den Blick genommen, die immer wieder neu scheiterten und gegründet wurden, um der bernischen, bzw. schweizerischen Ärzteschaft ein Medium des wissenschaftlichen Austauschs und der gemeinsamen Identifikation zu bieten. Das Kapitel abschliessend werden die wissenschaftlichen Praktiken in den Vereinen genauer beleuchtet, um zu zeigen, dass diese in erster Linie dazu dienten, eine gemeinsame Sprache zu finden, sich auf einen gemeinsamen Wissenshorizont zu einigen und dadurch auch im ärztlichen Alltag gestärkt aufzutreten.

»*Öffentliches Schreiben*«: Das vierte Kapitel wendet sich wieder Bloesch's Schreiben zu. Dessen tägliche Notate, die seine Begegnungen mit den Kranken und die von ihm erbrachten Leistungen dokumentieren, werden immer wieder unterbrochen durch Schreibformate wie Zeugnisse, Gutachten, Berichte oder Tabellen. Diese zeugen von der Verbindung der ärztlichen Praxis mit Verfahren der Generalisierung von Wissen, der öffentlichen Verwaltung und der Gerichtsbarkeit.

Eine Form der Wissensproduktion, die dabei eine zentrale Rolle spielt, ist die medizinische Statistik. Die im 19. Jahrhundert boomende quantitative Auswertung von Daten, die Suche nach Korrelationen zwischen verschiedenen Gegebenheiten ist gewissermassen die Methode gewordene Verbindung zwischen Staat und Wissenschaft. Entsprechend hoch lagen die Erwartungen, die insbesondere die Mediziner an sie knüpften. Wie etwa die Erwartung, dass nun manches kontroverse Wissen die öffentliche Gesundheit und Hygiene betreffend endlich durch eine numerische Darstellung objektiviert werden könne. Und dass sich durch diese Objektivierung und einfachere Vermittlung ihres Wissens Einfluss und Ansehen der Ärzte steigern würden. Oder auch die Erwartung, dass durch die statistische Methode der Erfolg mancher therapeutischer Massnahme endgültig belegt oder widerlegt werden könnte.<sup>43</sup> Vorliegende Arbeit wirft im Zusammenhang mit der medizinischen Statistik die Frage auf, welche Funktion diese als wissenschaftliche Praktik an der Schnittstelle zwischen ärztlichem Alltag, der Vereinspraxis und den Ansprüchen staatlicher Behörden einnahm.

Der zentralistische Verwaltungsanspruch, der sich im modernen Staat der Methode der Statistik bediente, findet sich auch in die Struktur der Impftabel-

<sup>43</sup> Grundlegend zum statistischen Denken und den damit verbundenen Erwartungen: Theodore M. Porter, *The rise of statistical thinking, 1820–1900*, Princeton (N.J.) 1986.

len eingeschrieben, die in Bloesch's Journal abgelegt sind. Die Pockenimpfung verbreitete sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts rasch als neue ärztliche Dienstleistung. Die mit der Impfpraxis verbundene, von der bernischen Verwaltung vorgeschriebene tabellarische Notation der Impfungen wird einer näheren Betrachtung unterzogen. Impftabellen dienten einerseits der Kontrolle über das medizinische Personal und andererseits bewirkten sie eine Objektivierung und Legitimierung behördlicher Entscheidungen und Massnahmen. Die zentrale Erfassung der Impfinden und ihrer erzielten Erfolge hatte zudem den Effekt, dass die Befugnis zu impfen je nach Bedarf erteilt werden konnte, um das Impfgeschäft schliesslich den Ärzten vorzubehalten. In Bloesch's Journal wird nachvollziehbar, wie sich ein Arzt mit den vorgeschriebenen Notationstechniken einrichtete und wie diese Techniken seine Praxis beeinflussten.

Ein weiteres bürokratisches Medium, das den akademischen Ärzten zu Expertenstatus verhalf, war das ärztliche Zeugnis, das im 19. Jahrhundert einen glanzvollen Aufstieg erlebte. In der Absicht, Verfahren zu vereinheitlichen und zu objektivieren, wurde in zahllosen Gesetzen und Reglementen die Zeugnenschaft eines Arztes verlangt, um die Arbeitsunfähigkeit, Arglosigkeit, Tüchtigkeit oder Untauglichkeit jener zu attestieren, welche die Aufnahme in eine Institution, das Recht auf Unterstützung oder die Freistellung von einem Dienst verlangten. Ärzte wurden so in zahlreiche Verfahren involviert und machten sich dadurch zu unentbehrlichen Mittlerfiguren zwischen Bevölkerung und Behörden. Dabei stellt sich allerdings die Frage, welches Wissen das Medium Zeugnis den Ärzten abverlangte und welche Übersetzungsleistung sie dabei erbringen mussten.

Wie die Zeugnisse verliehen auch gerichtsärztliche Gutachten den Ärzten die Möglichkeit, Einfluss auf amtliche Verfahren zu nehmen. Als besonders interessant erweisen sich jene Gutachten Bloesch's, in denen Konzepte geistiger Krankheiten zum Ausdruck kommen. Dabei zeigt sich, wie der Arzt das Vokabular der noch äusserst jungen Seelenheilkunde nutzte, um sich als Experte zwischen Angeklagte und Gerichtsbehörden zu stellen.

Schliesslich wird in einem letzten Schritt gezeigt, wie das Tagebuch im regelmässigen Gebrauch über ein Verwaltungssystem hinauswächst und zu einem Ort der Selbstverwaltung, zu einer identitätsstiftenden Institution und legitimatorischen Instanz mutiert. Damit rundet sich das Bild eines Mediziners ab, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts ganz unterschiedliche Möglichkeiten nutzte, um sich als Arzt feilzubieten und ernstgenommen zu werden. Das ärztliche Journal, das ihn durch sein ganzes Arbeitsleben begleitete, und die dieses Journal strukturierenden Schreibformate spielten dabei nicht nur eine dokumentierende, sondern eine das Wissen und Handeln des Arztes mitgestaltende Rolle. Vorliegende Untersuchung legt somit die Bedeutung ärztlichen Schreibens in einer Zeit offen, in der sich die Medizin offenbar in einer Wissenskrise befand.

### 1.3 Cäsar Bloesch: politisch-biografische Vorbemerkungen

Nach Abschluss des Gymnasiums in Biel machte sich Bloesch 1821 auf den Weg nach Zürich, um am dortigen Medizinisch-chirurgischen Institut seine Ausbildung zu beginnen.<sup>44</sup> Mit sich führte er sein *Album Amicorum*, eine kleine Holzschatulle mit Grüßen, Wünschen und moralischen Sprüchen seiner Bieler Schulfreunde auf losen Kärtchen. Als er Zürich verliess, um sein Studium in Göttingen weiterzuführen, liess er sich auch von den Zürcher Studienfreunden solche Kärtchen anfertigen und dasselbe in Göttingen, wo die jungen Ärzte schliesslich stolz das »Dr. med.« unter ihre Texte setzten. Das Album, auch Stammbuch genannt, war ein Ort der sittlichen, moralischen und politischen Vergewisserung, aber auch Grundlage der Vernetzung junger Akademiker.<sup>45</sup>

Von ihren Studien zur Berufsausübung heimgekehrt, bewegten sich Cäsar Bloesch und sein Bruder Eduard innerhalb der gebildeten Elite der Stadt Biel. Zu ihrem Freundeskreis gehörten insbesondere die Unternehmersöhne Emmanuel und David Schwab und Charles Neuhaus, in denen sie Gleichgesinnte fanden, die sich wie sie mit den aktuellen Geschehnissen in Europa auseinandersetzten, aufklärerische Literatur lasen und sich, ihren freien Berufen und ihren unternehmerischen Ambitionen entsprechend, als Freisinnige verstanden.<sup>46</sup> Die frischgebackenen Akademiker müssen die Kleinstadt Biel nach ihrem Studium als Ödnis empfunden haben. Rund um die Universitäten im Ausland hatten Soirées und Kaffeerunden mit Studenten, Professoren und deren Familien stattgefunden, Theateraufführungen, Sammlungen und Bibliotheken zum Besuch geladen. In Biel dagegen fanden sie die Bürgerbibliothek »von einem siebzigjährigen Greis« präsiert und »im allerkläglichsten Zustande«.<sup>47</sup> Das Stadtarchiv hatte den Leuten zeitweise als Fundgrube für altes Papier gedient, das nun vor sich hin faulte. Theater gab es keines, das gesellige Leben wurde durch die Zünfte dominiert.<sup>48</sup>

Biel gehörte seit 1815 zum Kanton Bern. Die Bieler hatten sich am Wiener Kongress um einen eigenen Kanton bemüht, wurden aber enttäuscht und mussten gar auf einen eigenen Amtsbezirk verzichten. Einstweilen dem Amtskreis des benachbarten Nidau zugeordnet zu werden, muss für sie demütigend gewesen

<sup>44</sup> Emil Blösch, *Eduard Blösch und dreissig Jahre Bernischer Geschichte*, Bern 1872, 12 f.

<sup>45</sup> BBBern, FA Bloesch, Stammbuch C. A. Bloesch. Vgl. zu den Stammbüchern: Philipp Sarasin, *Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft, Basel 1846–1914*, 2. überarb. und erw. Aufl., Göttingen 1997, 150 f. und Jörg-Ulrich Fechner, »Stammbücher als kulturhistorische Quellen: Einführung und Umriss der Aufgaben«, in: ders. (Hg.), *Stammbücher als kulturhistorische Quellen*, München 1981, 7–22.

<sup>46</sup> Vgl. dazu Regula Ludi, »Charles Neuhaus (1796–1849). Bieler Unternehmer und Berner Politiker«, *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde* 58 (1996) 1, 3–106.

<sup>47</sup> Eduard Bloesch, zitiert nach Blösch, Eduard Blösch, 17.

<sup>48</sup> Ebd., 15 f.

sein, denn ihre Stadt war seit 1478 als zugewandter Ort direkt mit der Eidgenossenschaft verbunden gewesen.<sup>49</sup> Unter französischer Herrschaft hatte die Bieler Textilindustrie vom napoleonischen Protektionismus profitiert und stark aufgerüstet. Die Indiennefabrik, deren bedruckter Baumwollstoff hauptsächlich nach Italien exportiert wurde, verfügte bereits seit 1806 über mechanisierte Rouleauxdruckmaschinen. 1825 gründete der ehemalige Teilhaber der Fabrik, Rudolf Neuhaus, eine grosse mechanische Baumwollspinnerei, die er 1830 durch eine mechanische Weberei ergänzte. Damit deckte die Bieler Textilfabrikation den gesamten Produktionsprozess vom Spinnen des Fadens bis zum Färben und Bedrucken der Stoffe ab. Im Bözinger Drahtzug wurden seit dem 17. Jahrhundert Eisenwaren produziert, die nun auch in den Textilfabriken Absatz fanden.<sup>50</sup>

Die in ihrer Produktion eng verzahnte Bieler Industrie lag in den Händen einer verschwägerten Elite und basierte dadurch auch auf einer stark verflochtenen Finanzierung der Betriebe. Involviert waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts insbesondere die Familien Verdan, Neuhaus, Schwab, Huber und Bloesch. Sie bauten ihren Wohlstand auf Arbeitskräften, die nicht nur aus der Stadt, sondern zunehmend aus umliegenden Gemeinden, dem ganzen Kanton und schliesslich aus dem Ausland, hauptsächlich aus Deutschland und dem Elsass rekrutiert wurden. Die Interessen der Fabrikantenfamilien standen denjenigen der ansässigen Handwerker und der Zünfte, die sich von den billigen Arbeitskräften und der mechanisierten Produktion bedroht sahen, diametral gegenüber. Im landwirtschaftlichen Kanton Bern stellte die Bieler Industrie zudem eine Ausnahme dar.<sup>51</sup>

Im Willen, das öffentliche Leben der Stadt zunehmend nach ihren Wünschen zu gestalten, eroberten die jungen »Neuerungs- und Freiheitsfreunde« um die Bloesch-Brüder 1828 die Bürgerbibliothek, indem jeder von ihnen zehn Jahresbeiträge auf einmal bezahlte, was ihnen Sitz und Stimme in der Versammlung der Bibliotheksgesellschaft verschaffte. Die Stelle des Bibliothekars übertrugen sie daraufhin Cäsar Bloesch, der diese zwanzig Jahre lang behalten sollte.<sup>52</sup> Gemeinsam gründeten sie im Oktober 1830 die Bieler Casino-Gesellschaft, einen intellektuellen Treffpunkt, mit einer umfangreichen Auslage abonniertes Zeitungen, einem Restaurationsbetrieb und einem Billardtisch.<sup>53</sup>

Der Jurist Eduard Bloesch zog im Januar 1830 nach Burgdorf, um beim Stadtschreiber Johann Ludwig Schnell eine Stelle anzutreten. Burgdorf, das vor al-

<sup>49</sup> Vgl. dazu David Gaffino/Reto Lindegger (Hgg.), *Bieler Geschichte*, Bd. 2 (1815 bis heute), Baden 2013, 577.

<sup>50</sup> Vgl. dazu Fernand Schwab, *Die industrielle Entwicklung der Stadt Biel*, Biel 1918.

<sup>51</sup> Ebd. sowie Tobias Kästli, *Die Vergangenheit der Zukunftsstadt. Arbeiterbewegung, Fortschritt und Krisen in Biel 1815–1919*, Bern 1989.

<sup>52</sup> Blösch, Eduard Blösch, 17.

<sup>53</sup> Werner Bourquin/Marcus Bourquin, *Biel. Stadtgeschichtliches Lexikon von der Römerzeit (Petinesca) bis Ende der 1930er Jahre historisch, biographisch, topographisch mit Ergänzungen für den Zeitraum bis 1999*, Biel 1999, 105 f.

lem durch die Familie Schnell zum Zentrum der liberalen Kräfte geworden war, stand so in der Phase des politischen Umbruchs durch die Verbindung der Bloesch-Brüder in engem Kontakt mit Biel, dem zweiten Sammelpunkt der revolutionären Umtriebe. Als die Berner Regierung zur Entschärfung der Situation die Gemeinden des Kantons aufforderte, ihre Wünsche in Form von Petitionen einzureichen, verfassten die Burgdorfer Juristen eine auf Verfassungsreform zielende Vorlage, die sie auf geheimen Wegen herumreichen liessen, damit in Bern möglichst viele gleichlautende Forderungen eintreffen sollten.<sup>54</sup> Im Winter 1830 wurde dem Geheimen Rat in Bern gemeldet, ein gewisser Cäsar Bloesch, Arzt in Biel, habe die in Burgdorf verfassten Petitionsanliegen verbotenerweise in den umliegenden Gemeinden des Bieler Seelandes verteilt. Der Oberamtmann von Mülinen in Nidau wurde daraufhin angewiesen, die Umtriebe Bloeschs und seiner Komplizen umgehend zu stoppen.<sup>55</sup> Doch im Seeland hatte sich längst eine Bewegung formiert, in der sich Hintersässen und Stadtbürger gemeinsam gegen den städtischen Magistrat und die Obrigkeit in Bern auflehnten. Die Forderungen dieser beiden Gruppen waren allerdings äusserst divers. Die mittellose Mehrheit der Aufständischen prangerte die Ungerechtigkeit eines neuen Forstgesetzes an, welches die Versteigerung des Holzes an den Meistbietenden vorsah. Und sie wehrte sich gegen ein restriktiveres Weiderecht, gegen das schlecht verwaltete Armenwesen und gegen die Zollansprüche der Nachbarstadt Nidau. Der gebildeten Elite um Bloesch, Schwab und Neuhaus dagegen ging es um eine liberale Verfassung der Stadt und des Kantons. Um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, stellten sie sich an die Spitze der Unzufriedenen im Seeland. Sie versuchten die Gemeinden dazu zu bewegen, der Obrigkeit in Bern eine liberale Verfassungsreform abzuverlangen und sich nicht mit »materiellen Forderungen« zu begnügen.<sup>56</sup> An dieser Frage des politischen oder materiellen Primats in den Petitionen von 1830 scheiterte die Idee eines vereinten Bürgertums. Die Kluft zwischen jenen, die sich angesichts der Gefahr einer Volksbewegung auf den Schutz des Eigentums und der eigenen, wenn auch auf Bildung bauenden Privilegien besannen und jenen, welche die Gunst der Stunde zu nutzen versuchten, um endlich ihrem Unmut über drückende Abgaben Luft zu machen, wurde offensichtlich. In Biel komplizierte sich die politische Situation zusätzlich durch das Bemühen um die Wahrung städtischer Sonderrechte.<sup>57</sup>

Cäsar Bloesch empfand die Vorgänge rasch als bedrohlich und begann sich von den Aufständischen zu distanzieren. Schon im Dezember 1830 schrieb er seinem Bruder in Burgdorf, dass ihm zwar eine Familienherrschaft zuwider sei,

<sup>54</sup> Vgl. Beat Junker, *Geschichte des Kantons Bern seit 1798*, Bd. 2 (Die Entstehung des Demokratischen Volksstaates: 1831–1880), Bern 1990, 25–30.

<sup>55</sup> StAB, B I 226 Manual Geheimer Rat (1830–1831), 26, 182, 212.

<sup>56</sup> Ausführlich dazu: Gustav Blösch, *Chronik von Biel, von den ältesten Zeiten bis zu Ende 1873*, Biel 1875, 200 und Gaffino/Lindegger, *Bieler Geschichte*, 619–649.

<sup>57</sup> Siehe dazu Kapitel 3.2.

doch wenn er wählen müsse, ziehe er diese immer noch einer Bauernregierung vor. Seine Vorbehalte gegen jene »Spiessbürger« und Bauern, die zwar gegen die Bieler Stadtregierung opponierten, sich aber nicht für die politischen Kantonsangelegenheiten und die allgemeine »Bewegung der Geister« zu interessieren schienen, sah er in deren ungehobeltem Verhalten bestätigt. Als aufgebrachte Bürger im Januar 1831 den Bieler Stadtrat gewaltsam absetzen wollten und Bloesch's früheren Freund Charles Neuhaus zum Präsidenten einer Urversammlung wählten, hielt Bloesch fest, dass diese Wahl »durch blosses Zurufen« und »Unterlassen jeder Art von Abstimmung« geschehen sei, auch indem man die Stimme von Betrunknen gekauft habe. Er zeichnet ein Bild der Zügellosigkeit und vermerkt »Scheltungen, Drohungen, wildes Gebrüll in der Kirche«. <sup>58</sup> Seinen früheren Gesinnungsgenossen Neuhaus und dessen Gefolgschaft beschreibt er in seinen Briefen nach Burgdorf gehässig als »Pseudoliberale«, die der Idee mehr schaden als nützen würden. Das Ringen um das, was der Liberalismus als Programm beinhalten und als Schlagwort ausdrücken sollte, hatte begonnen.

Zu jenen, die hier von Bloesch als Pseudoliberale beschimpft wurden und die sich später Radikal-Liberale nannten, zählte sich auch Johann Rudolf Schneider, ein aus einfachen Verhältnissen stammender Arzt in Nidau, der sich später als Regierungsrat und Urheber der Gewässerkorrektur im Seeland einen Namen machen sollte. <sup>59</sup> Schneider nahm für sich in Anspruch, die Seeländer in der Frage des Zehnten und der Bodenzinse zusammengeführt zu haben. Er habe jener »schein materiellen Frage« – die Bloesch als Ansammlung eigennütziger Begehrlichkeiten des ungebildeten Volkes abtat – immer die »politisch-prinzipielle Seite abgewonnen«, so Schneider. <sup>60</sup> Die Radikalen verurteilten das 1831, nach dem Abdanken der Obrigkeit im Kanton Bern eingeführte Zensuswahlrecht als ungerecht und forderten stattdessen das allgemeine Wahlrecht. Mit der Forderung nach der Abschaffung des Zehnten und der Einführung einer Einkommenssteuer gelang es ihnen, die Landbevölkerung zunächst hinter sich zu scharen und so, nach der Einführung des allgemeinen Wahlrechts, 1846 die Grossratswahlen zu gewinnen. Gegen sie formierten sich 1850, im Vorfeld der nächsten Grossratswahlen, die Liberal-Konservativen um Eduard Bloesch, denen auch Cäsar Bloesch zuzurechnen ist. <sup>61</sup> Eduard politisierte auf Kantons- und Bundesebene, gehörte zwischen 1838 und 1866 immer wieder dem Grossen Rat

---

<sup>58</sup> BBBern, FA Bloesch, Cäsar A. Bloesch an Eduard Bloesch, 16. Dezember 1830 sowie Cäsar Adolf Bloesch, »Beytrag zur Geschichte unserer Tage«, Manuskript (o. D.).

<sup>59</sup> Hans Fischer, *Dr. med. Johann Rudolf Schneider. Retter des westschweizerischen Seelandes*, Bern 1963.

<sup>60</sup> Johann Rudolf Schneider 1863, in einem Brief an Johann Jakob Sessler, zit. nach, Fischer, Johann Rudolf Schneider, 590.

<sup>61</sup> Albert Tanner, *Arbeitsame Patrioten – wohlstandige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914*, Zürich 1995, 531 f. Zu den verschiedenen Fraktionen der »freisinnigen Grossfamilie« im 19. Jahrhundert, vgl. a. Erich Gruner, *Die Parteien in der Schweiz*, 2. Aufl., Bern 1977, 73–102.